



2020 PALLOTTINER
IN DER SCHWEIZ
100 JAHRE MITTENDRIN



100 Jahre
Impulse für den
Glauben

Impressum

Festschrift zum 100-jährigen
Jubiläum der Pallottiner in der
Schweiz

ISBN 978-3-905947-11-3

Herausgeber:

Pallottiner-Verlag
9201 Gossau SG
www.pallottiner.ch

Konzept und Realisation:

Dornbusch Medien AG
5405 Baden
www.dornbusch.ch

Redaktion:

Adrian Willi SAC
Anton Ladner
Christine Schnapp
Sara Huber

Layout:

Larissa Hauger

Bildbearbeitung:

Alexandra Neumann

Foto Titelseite:

mevans, iStock

Druck:

Cavelti AG
9201 Gossau SG
www.cavelti.ch

Bestellungen und

Adressänderungen:

Pallottiner-Verlag
Postfach 345
CH-9201 Gossau SG
Tel. +41 71 388 53 30
info@ferment.ch

Zahlungen:

Schweiz (CHF):
Postkonto St. Gallen 90-2785-0
IBAN: CH 64 0900 0000 9000 2785 0

Deutschland (EUR):
Postbank, Girokonto
IBAN: DE75 6001 0070 0004 7997 06

Österreich (EUR):
Oberbank Salzburg
IBAN: AT85 1509 0001 2121 6121

Die Impulskraft der Pallottiner

Die erste Festschrift der Welt erschien mit Beiträgen deutscher Dichter 1640 in Leipzig anlässlich des 200. Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon damals wurde die Publikation genutzt, um zurück und in die Zukunft zu blicken. In der Jubiläumsschrift «175 Jahre Reorganisation Bistum Basel» von 2003 tat dies die Menzinger Schwester Uta Teresa Fromherz besonders konsequent. Sie schrieb: «Wir sterben aus.» Diese Bestandsaufnahme löste Verärgerung aus, was zeigt: Eine Jubiläumsschrift kann auch ein politisches Instrument sein. Deshalb schon hier vorweg die klare Prognose für die nächsten 100 Jahre: Die Pallottiner sterben nicht aus. Der Rückblick auf die vergangenen 100 Jahre der Pallottiner in der Schweiz zwingt zu diesem Schluss.

Eine Jubiläumsschrift wird heute als «History Marketing» bezeichnet. Kein schlechter Begriff, denn es geht tatsächlich darum, was eine Person, eine Institution oder ein Unternehmen als Marke gross gemacht hat. Die Pallottiner sind heute eine Marke. Was sie in der Schweiz angepackt und erreicht haben, hat auch das Ausmass eines Unternehmens. Mit der vorliegenden Jubiläumsschrift werden die 100 Jahre der Pallottiner in der Schweiz gefeiert. Es geht dabei aber nicht

um ein Eintauchen in Gründungsgeschichten und die Entwicklungsprozesse in einer Zeit, als die religiöse Einstellung den Menschen noch formte. Es geht vielmehr darum, darzustellen, was die Pallottiner damals trug und warum sie so viel Zuspruch erhielten. Es war der Geist von Vinzenz Pallotti. Der schwächliche Römer Priester war von einer Zeit gewaltiger Umbrüche geprägt. Die Kirche steckte in einer Krise, der Papst war aus dem Vatikan geflohen und die Cholera führte allein im damaligen Rom zum Tod von 5000 Menschen. Echte Seelsorge wurde damals zu einer grossen Herausforderung. Pallotti folgte dabei seinem Herzen und schlug neue Wege ein, die der damalige Klerikalismus für unmöglich hielt. Denn die Priester wurden als Mittler zwischen den Menschen und Gott verstanden. Und sie unternahmen viel, damit diese Machtposition in der Gesellschaft nicht hinterfragt wurde. Pallotti sah das aber anders: «Wir sind alle verpflichtet, uns gegenseitig zu helfen, den Himmel zu erlangen.» Für ihn war das nicht die Aufgabe des Klerus, sondern die aller. Das war damals revolutionär. Heute heisst das «Wir sind Kirche» und in Anbetracht der Kirchenhierarchie ist Pallotti immer noch revolutionär. Diese Festschrift zeigt auf, dass dies auch für die Zukunft gilt.

Anton Ladner



Inhalt

- 4** Ziemlich armselig – wie alles
1920 begann
- 8** Mein Vinzenz Pallotti – Pater Adrian
Willi über sein Lieblingsbild
- 10** Keine Befehle – was die katholische
Schule auszeichnet
- 12** Menschen erreichen – die
Konkretisierung des Glaubens
- 14** Mein Bruder Klaus – Pater
Josef Rosenast über seine
Lieblingsskulptur
- 16** Besinnung
- 18** Aktion Ziege für mehr
Menschenwürde
- 20** Warum die Pallottiner in
100 Jahren in der Schweiz noch
bestehen werden
- 22** Meine Maria – Pater Andy Givel
über sein Lieblingsbild
- 24** Der Glaube nach dem Wissen –
Interview mit Pater Adrian Willi
- 26** Zeitstrahl mit Glanz – was die
Pallottiner verwirklicht haben
- 28** Echo aus den Standkantonen –
die Testimonials

Wie es begann? – Ziemlich armselig!

Mogelsberg, Ipswich, Masio, Rom, Brasilien, Kamerun, Gossau SG: Der Anfang der Pallottiner in der Schweiz war ein Zufall, der zum Glücksfall wurde.

Von 1835 bis 1840 und von 1848 bis 1849 war Vinzenz Pallotti Spiritual am päpstlichen Institut «Propaganda fide» (heute Kongregation für die Evangelisierung der Völker). Während dieser Zeit zählten auch Theologiestudenten aus der Schweiz zu den ihm Anvertrauten. Es sind dies: Peter Schmid aus Zürich, Joh. Anton Eberle aus St. Gallen, Alois Rudlinger aus St. Gallen, Ferdinand und Hugo Hurter aus Schaffhausen und David Zimmermann aus Eggewyl (Eggenwil, Kt. Aargau). Hugo Hurter (mit seinem Bruder Ferdinand zum kath. Glauben konvertiert) wurde Jesuit und Professor für Dogmatik in Innsbruck. Er erinnerte sich noch in hohem Alter, wie sehr Vinzenz Pallotti während der Revolutionsjahre für die Alumni Stütze und Halt gewesen war. Der Vater der beiden Söhne war Pfarrer in Schaffhausen. Sein Buch «Die Befehdung der katholischen Kirche in der Schweiz» handelte ihm ziemliche Anfeindung aus den eigenen Reihen ein, so dass man ihm sozusagen den Austritt aus der evangelisch-reformierten Kirche nahelegte.

Armut zwang viele Schweizer im 19. Jahrhundert zur Auswanderung. Auch der junge Mogelsberger Jakob Pfändler kehrte der Heimat um 1875 den Rücken und emigrierte nach England. Das Kolpingwerk war für die jungen Gesellen ein wichtiges Netz. Er vertraute dem ebenfalls ausgewanderten Schwaben und

«1894 konnten die Pallottiner dank grosser finanzieller Hilfe aus der Schweiz die Missionsstation «Engelberg» gründen»

ehemaligen Uhrenverkäufer Emilian Kirner, der schon um 1855 in London mit Pallottinern in Kontakt kam und als Spätberufener in Ipswich seelsorgerisch tätig war, an, er wolle Priester und Pallottiner werden. So bekam er in Ipswich den ersten Lateinunterricht. Als Pater Kirner den Ruf als Novizenmeister durch den weltoffenen und unternehmungslus-

tigen Generalrektor Pater Giuseppe Faà di Bruno erhielt, nahm er den jungen Schweizer 1878 in dieses erste internationale Noviziat der Pallottiner im Piemont mit. Es lebten dort Italiener, Polen, Deutsche, Engländer und eben ein Schweizer. Die Umgangssprache waren Italienisch und Englisch. Von San Patricio in Masio steht heute nichts mehr, aber der Traum von einem internationalen Noviziat und einer internationalen Zusammenarbeit ist geblieben.

Nach dem Noviziat schickte Pater Kirner den jungen Schweizer zum Studium an die Gregoriana nach Rom. 1884 empfing dieser dort die Priesterweihe. Er folgte Pater Kirner, der inzwischen in New York tätig war, nach Amerika und kam von New York, ebenfalls als Emigrantenseelsorger, mit Pater Franz Xaver Schuster am 25. Juli 1886 in Vale Veneto im brasilianischen Bundesstaat Rio Grande do Sul an. Es heisst, kein Geringerer als Don Giovanni Bosco habe seinen Landsmann Pater Faà di Bruno auf diese Aufgabe aufmerksam gemacht. Heute erinnert eine Gedenktafel in Santa Maria an die beiden Gründerpersönlichkeiten Schuster

und Pfändler. Sie legten den Grundstein für die blühende brasilianische Pallottinerprovinz.

Drei Jahre später schlenderte an einem sonnigen Sonntagnachmittag der Schreinergeselle Robert Ulrich an der Uferpromenade in Luzern entlang. Fügung oder Schicksal: Deutsche Pallottinerpatres waren auf der Durchreise von Masio nach Bayern. Sie hatten die Aufgabe zu prüfen, ob trotz Kulturkampf und Niederlassungsverbot für Ordensgemeinschaften nicht doch ein Ausbildungshaus für künftige Missionare in Deutschland möglich wäre. Es kam zur Begegnung und Robert, der im Kolpinghaus Luzern Logis hatte und dort für die Bibliothek besorgt war, fing Feuer für die Mission und schloss sich nach einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln den Pallottinern an. Es ging sehr schnell: Nach einem halben Jahr legte er die Profess ab und schiffte mit der ersten Expedition in Hamburg als einer von acht Pallottinern nach Kamerun ein, um dort die Mission aufzubauen. Als Kind erlebte auch er das Emigranten-schicksal: Für die Familie Ulrich konnte das arme Muotathal nicht genügend Brot geben und so wanderte sie mit ihren beiden Buben zuerst nach Romanshorn, später nach Rorschach aus, wo Vater Ulrich beim Eisenbahnbau den Lebensunterhalt verdienen konnte. Die Eltern starben früh und Robert wurde verdingt. Sein älterer Bruder sorgte dafür, dass er eine Schreinerlehre machen konnte. Aufnahme fand auch er in der Kolpingfamilie und war so als Geselle auf Wanderschaft.

Als er 1890 nach Kamerun ging, trat bereits der dritte Schweizer in das Noviziat der Pallottiner in Masio ein: Bruder Jo-



Robert Ulrich, einst Verdingbub, trat 1890 in Kamerun als dritter Schweizer in das Noviziat der Pallottiner in Masio ein.

sef Fischli aus Näfels. Nicht nur Armut war ein Grund für Emigration, sondern ebenso die Abenteuerlust. Er war ein Bauernsohn und brachte für den Aufbau der Farm reiche Erfahrung mit. Auch ihn dürfen wir zu den Pionieren rechnen, fuhr er doch bereits mit der zweiten Expedition zusammen mit weiteren vier Laienbrüdern und zwei Patres nach Kamerun. Die neuen Missionare waren vor allem den bereits tätigen Missionaren der Basler Mission und der Presbyterianer nicht sehr willkommen. Diese verbreiteten bei den Einheimischen das Gerücht, man dürfe nicht heiraten, wenn man bei den Katholiken in die Schule

gehe, was seine Wirkung nicht verfehlte. Erst nach geraumer Zeit kamen die Pallottiner hinter diese Schliche und konnten den Schwindel korrigieren. Von da an ging es aufwärts mit den Schulen und Ausbildungsstätten. 1894 konnten die Pallottiner dank grosser finanzieller Hilfe aus der Schweiz die Missionsstation «Engelberg» gründen. Bruder Josef Fischli war bei dieser Gründung als stolzer Eidgenosse mit dabei. Überhaupt konnten die Pallottiner schon früh immer wieder finanzielle Unterstützung aus der Schweiz entgegennehmen. Wie die Kontakte zustande kamen, kann nicht mehr genau eruiert werden. Wir wissen, dass der spätere erste Apostolische Administrator und Bischof, Pater Heinrich Vieter, als Schustergeselle auch auf der Wanderschaft durch die Schweiz war. Missionsförderer aus der Schweiz waren Domherr Wenig von Solothurn, Seminarlehrer Heinrich Spieler von Hitzkirch LU und nicht zu vergessen der im Rufe der Heiligkeit verstorbene Kaplan Adalbert Stöckli, ein Freiämter, der zur Zeit des Kulturkampfes einiges an Verfolgung auf sich nehmen musste und später als Kaplan im aargauischen Dietwil ein ärmliches Leben führte, da er sich alles für die Armen und die Missionen am Mund absparte.

Die beiden Schweizerbrüder arbeiteten also schon wacker am Aufbau der Pallottinermission, als 1896 auf Anfrage des Missionsleiters Pater Heinrich Vieter auch Pater Jakob Pfändler von Brasilien nach Kamerun kam. Geschwächt durch die Aufbauarbeit in Brasilien und die langen Reisen und angegriffen vom schlechten Klima in Kamerun und von

der Malaria, war Pater Jakob wohl keine grosse Hilfe! Schon nach nur zwei Jahren Einsatz kam er 1898 schwer krank nach Limburg ins Missionskolleg der Pallottiner zurück. Die Obern, wohl wissend, dass er nicht mehr lange zu leben hatte, schickten ihn in die Schweiz, wo er bei einem Freund der Missionen, dem Pfarrer von Steinerberg SZ, Aufnahme fand. Sein Zustand verschlimmerte sich rapide und am 8. Oktober 1898 verstarb er mit nur 47 Jahren, liebevoll gepflegt durch die Heiligkreuz-Schwestern von Ingenbohl. Seine letzte Ruhestätte fand er in Steinerberg.

Ein Jahr nach dem Tode von Pater Pfändler kam dann Bruder Josef Stadlin aus Oberwil ZG nach Kamerun. Auch er eine Persönlichkeit: Kaufmännisch gebildet, arbeitete er nach der Lehre zunächst in Schlesien (damals noch Deutschland) in einer Molkerei. Dort begegnete er Pallottinern und trat 1896 in Limburg (D) der Gesellschaft bei. 1899 wurde er in die Mission nach Kamerun entsandt, wo er als Gärtner und Leiter der Farm arbeitete. Später stand er dann im Dienst des Missionsbischofs, Pater Vieter.

Als Italien im Mai 1915 gegen Österreich-Ungarn in den Krieg eintrat, mussten die deutschen Pallottiner Kamerun verlassen. Bischof Vieter erlebte diese Katastrophe nicht mehr, da er bereits im November 1914 in Yaoundé verstorben war. Noch heute ist auf seinem Grabstein zu lesen: «Les Pallottins, nos Pères dans la foi» (Die Pallottiner, die Väter unseres Glaubens). Ja, Pater Vieter und mit ihm unter anderen die Schweizer Pallottiner Bruder Ulrich, Bruder Fischli, Pater

Pfändler und Bruder Stadlin sind die Begründer des katholischen Glaubens in Kamerun! Die Bedeutung von Heinrich Vieter ist für Pallottiner nicht zu unterschätzen. Er ist auch der Begründer der Pallottinerinnen (Missionsschwestern SAC), von denen heute noch in der Schweiz (Niederuzwil und Bernhardzell) eine kleine Gemeinschaft wirkt.

Die Entwicklung im Ersten Weltkrieg hatte zur Folge, dass auch die deutschen Mitbrüder im Generalat Rom 1915 verlassen mussten: Pater Peter Resch, Generalprokurator, fand im Kapuzinerinnen-Kloster Wonnenstein AI als Spiritual einen Unterschlupf und der Generalrektor, Pater Anton Gissler, den Pater Pfändler 1878 im Noviziat in Masio kennege-

lernt hatte, in Einsiedeln. Somit kann man mit Fug und Recht behaupten: Die Gesellschaft des Katholischen Apostolates wurde für drei Jahre von der Schweiz aus geleitet. Als Pater Resch nach dem Krieg wieder nach Rom zurückkehrte, baten die Kapuzinerinnen um einen Nachfolger als Spiritual und sie bekamen ihn in der Person von Pater Karl Hoegn. Der Schwabe war als 27-jähriger Missionar 1899 nach Kamerun gekommen und blieb dort in der Mission bis zur Vertreibung tätig. Am 2. Februar 1916 kam er in englische Gefangenschaft und wurde den Franzosen ins Zivilgefangenenlager Saintes, Bordeaux ausgeliefert. 1918 kehrte er von dort nach Limburg zurück und wurde am 10. Oktober nach Wonnenstein



Pater Heinrich Vieter (zweiter von links) war Missionsbischof in Kamerun und Begründer der Pallottinerinnen, von denen heute noch in der Schweiz eine kleine Gemeinschaft wirkt.

Fotos: zvg

geschickt mit dem Auftrag, sich nach einer pallottinischen Niederlassung in der Schweiz umzusehen. Hilfreich für dieses Unternehmen war auch die zufällige Begegnung zwischen dem Bischof von St. Gallen, Robertus Bürkler (ehemals Pfarrer in Gossau), und dem Nachfolger von Pater Vieter, Pallottinerbischof Franziskus Hennemann, in einem Zugabteil von Basel nach Zürich. Bürkler war ein Freund der Missionen und der Katholischen Aktion. Papst Pius XI. hatte 1933 den sel. Vinzenz Pallotti zum Patron der Katholischen Aktion erklärt und so waren die Pallottiner dem Bischof äusserst sympathisch, sodass er trotz der bereits vielen ansässigen Missionsgesellschaften in der Diözese St. Gallen einer pallottinischen Niederlassung positiv gegenüberstand. Als darum Pater Hoegn sich bei der Bistumsleitung vorstellte, stand die Tür für die Pallottiner bereits offen. 1901 kam es zur Gründung der Katholischen Abstinentenliga St. Gallen, deren Präsident der bischöfliche Kanzler Jakob Schildknecht war. Diese Liga erbaute 1907 das «Café Fürstenland» als alkoholfreies Restaurant. Dem Verfasser dieser Gedenkschrift wurden unlängst aus diesem ehemaligen Restaurant ein silberner Löffel und eine silberne Gabel mit der Prägung «Café Fürstenland» überbracht. Dieses Haus also suchte nach einem neuen Besitzer und einer neuen Sinngebung. So kam es am 27. September 1920 zur Gründung des «Pallottiner-Missionsverein Gossau» und am 4. Oktober 1920 zum Kauf des Hauses. Pater Hoegn errichtete dort zusammen mit Bruder Josef Stadlin die erste Pallottinerniederlassung in der Schweiz.

Im Februar darauf kam Verstärkung: Pater Ernst Ruf und Pater Wilhelm Natthem. Pater Hoegn verliess Gossau 1922 und ging in die Mission nach Südafrika, wo er 1939 in Kapstadt verstarb. Die Generalleitung tat gut daran, auf neutralem Boden eine Missionsprokura zu errichten. In der Wirtschaftskrise der 1920er-Jahre und der Inflation im Deutschen Reich wurde die Gossauer Gemeinschaft zum Retter der Mutterprovinz, die sich in Limburg mit dem Neubau hoch verschuldete. Gleichzeitig ermöglichte die Rückkehr der Pallottiner aus Kamerun neue Wirkungsfelder (Gossau gehörte ja auch dazu). So wurde z. B. parallel zu Gossau in Frankenstein, das heutige polnische Zabkowice Śląskie, eine Niederlassung gegründet. Zum Deutschen Reich gehörend kam auch dort der Aufbau des Hauses zum Erliegen. Die Hauschronik vermerkt: «Der Rektor, P. Brej, war darum sehr froh, dass von Zeit zu Zeit aus Gossau 100 Franken überwiesen werden konnten. Damit konnte er die Bauleute eine Woche lang beschäftigen.» Im August 1923 kostete ein Brief 10 000 Mark, schon im Oktober kostete der gleiche Brief 20 Millionen Mark. Nach der Grundsteinlegung im März 1923 wäre der Bau ohne die Hilfe aus der Schweiz nicht weit gekommen.

Von Anfang an war es die Absicht der Pallottiner, eine Nachwuchsschule zu eröffnen. Im Haus Fürstenland betrieben sie das Presseapostolat und warben für die Missionen. In der naheliegenden Jugendkirche versahen sie den liturgischen Dienst. Die Lebensverhältnisse waren äusserst einfach, ja armselig. Der Lateinunterricht für erste Zöglinge wollte nicht



Der Pallottinerbischof Franziskus Hennemann brachte die Pallottiner nach Gossau.

recht in Gang kommen, die Infrastruktur war eng und ungeeignet. Darum wurde Ausschau gehalten nach einer geeigneteren Immobilie mit mehr Umschwung. Ein Herr Jakob Keller betrieb auf dem nördlichen Hügel vis-à-vis der reformierten Kirche eine Stickerei, die der Wirtschaftskrise zum Opfer fiel und in der Folge Wohnungen enthielt. 1926 zog die Pallottinergemeinschaft vom Haus Fürstenland auf den Friedberg, wo noch heute das Mutterhaus der Schweizer Pallottiner steht.

Pater Adrian Willi

«Mein Vinzenz Pallotti steht für ...»

Mein liebstes Pallotti-Bild ist ein Bronze-Relief des Schweizer Bildhauers Roman Brunschweiler, das er anlässlich der Neugestaltung der Marienkapelle der Pallottiner in Morschach im Jahr 2013 bis 14 schuf.

Als Pallotti im Dezember 1835 Rektor der neapolitanischen Nationalkirche Spirito Santo wurde, traf er Verhältnisse an, die in etwa symbolisch für den Zustand der ganzen Kirche waren. Das kirchliche Leben erlag der Resignation und Ignoranz eines verweltlichten Klerus. Die Kirche Spirito Santo war ruinös und fast immer geschlossen. Dort erwartete die Menschen nichts mehr und die Menschen erwarteten dort auch nichts mehr und gingen achtlos an ihr vorbei.

Als Erstes ordnete der neue Rektor an, die Kirchentür aufzuschliessen. Als Zweites brachte er das Innere der Kirche wieder in Ordnung, sodass es ein einladender Ort wurde, und als Drittes gestaltete er Angebote und Veranstaltungen, die die Menschen wieder in die Kirche zogen. Das Bronze-Relief zeigt Pallotti auf der Schwelle, wie er das Tor öffnet. Im Hintergrund ragt die Kuppel des Domes über dem Petrusgrab empor. Ponte Sisto, die Brücke, die Trastevere mit der Stadt verbindet, spannt sich über den Tiber. Pallotti stösst die Tür der Kirche auf und schreitet, den Hut in der Hand und die

Tasche geschultert, in die Welt. Die Kirche ist missionarisch oder sie ist nicht Kirche! Verschliesst sie sich, vermodert sie und die Welt verarmt. «Uscire da se stessi», fordert Papst Franziskus, hinausgehen, ausgetretene Pfade verlassen, über sich selbst hinauswachsen, keine Nabelschau, sondern Anteilnahme, wie auch immer wir es übersetzen. Es ist die Dialektik: im Loslassen empfangen, im Hinausgehen heimkommen.

Ponto Sisto – Brücken schlagen! Von oben nach unten, von links nach rechts, von konservativ zu progressiv, von Frau zu Mann, von alt zu jung, vom Verstand zum Glauben, von Hierarchie zum Volk, vom Klerus zum Laien, von der Vergangenheit zur Zukunft ...

Die Kuppel birgt das Apostelgrab. Wichtiger als was dort liegt ist, was es bewirkt. Die Leute nannten Pallotti Apostel Roms. Der Türflügel, den Pallotti hier aufstösst, zeigt in seinen Türfeldern Symbole, die das Charisma Vinzenz' zusammenfassen: unten die Schöpferhand Gottes. Gott schuf den Menschen nach seinem Abbild. Der Mensch ist ein Abbild Gottes, das ist Pallottis Menschenbild. Gott, die unendliche Liebe! Die Hybris hat dieses Bild entstellt, aber die Gnade Gottes will es wiederherstellen, noch wunderbarer als zuvor. Dazu beruft Gott Mitarbeiterinnen und Mitar-



Pater Adrian Willi

beiter. Die drei Kronen im zweiten Feld erinnern an die Epiphanie. Hier in Spirito Santo entwickelt Pallotti die Epiphaniefeyer. Pallotti sieht darin die Berufung der «Heidenwelt» und seine enge Beziehung zum Apostolat. Auch die Weisen aus dem Morgenland hatten die Berufung zum Apostolat, brachten sie doch die Botschaft in ihre Heimat. Deutlicher kann die Universalität des Apostolates nicht zur Sprache gebracht werden.

Mein liebstes Pallotti-Bild: In einer einzigen Bewegung, in einem einzigen Schritt, ist das Ganze enthalten. Wenn ich es jeweils betrachte, verlasse ich die Kapelle als Anderer. Die Tür scheint mir leichter als beim Eintreten. ■



«Gott schuf den Menschen nach seinem Abbild. Der Mensch ist ein Abbild Gottes, das ist Pallottis Menschenbild. Gott, die unendliche Liebe!»

Das Gute auf Befehl ist nicht das Gute!

Der Spruch von Iwan Turgenew gilt für das pallottinische Unterrichtsverständnis. Die Schweizer Provinz wurde oft als «Schulprovinz» bezeichnet. In der Tat hängt die Geschichte der Schweizer Pallottiner engstens mit den beiden Gymnasien Friedberg in Gossau und St. Klemens in Ebikon zusammen.

Bemerkenswert: Die Pallottiner in der Schweiz haben die Schule schon früh nicht ausschliesslich instrumentalisiert als Ausbildungsstätten für den Nachwuchs. Sie entwickelten ein pädagogisches Konzept der Eigenverantwortung und Mitbestimmung der ganzen Schulgemeinschaft, das weniger auf Drill und Pauken, sondern auf Motivation zum eigenverantwortlichen Lernen in Gemeinschaft und die damit verbundenen Erfolgserlebnisse der Jungen baute. Das Internat spielte dabei eine grosse Rolle: Es förderte das Erlebnis, dass man in Gemeinschaft stärker ist als alleine. Diese Erkenntnis finden wir bei Vinzenz Pallotti, der uns rät: «Das Gute allein getan ist nur spärlich und von kurzer Dauer.»

Bis in die 1950er-Jahre war es tatsächlich so, dass viele Ordensgemeinschaften in ihren Schulen eine Chance sahen, Nachwuchs für ihre Klöster zu finden, und diese oft auch bewusst zu diesem Zweck erst gegründet wurden. Eine fragwürdige Motivation! Schule darf nicht instrumentalisiert werden, das wurde übrigens auch in den Vatikanischen Do-

kumenten zum katholischen Bildungsauftrag von Anfang an so hervorgehoben. Spätestens mit dem wachsenden Bewusstsein der Kirche für die Verantwortung der Laien in Glaubens- und Gesellschaftsfragen im 19. und 20. Jahrhundert

«An einer katholischen Schule steht der Mensch zwar auch im Zentrum, ohne aber das Mass aller Dinge zu sein, sondern er wird als Geschöpf Gottes gesehen»

rückte an den katholischen Bildungseinrichtungen eine andere Aufgabe in den Vordergrund: die Heranbildung reifer Persönlichkeiten, die bereit sind, in Staat und Kirche Verantwortung zu übernehmen.

Die Kirche hat die Pflicht, Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen. Dies beinhaltet auch das Engagement für

die Zukunft: Jugendliche sind die Menschen, die die Welt morgen gestalten und prägen werden. Es ist unsere Pflicht, sie auf diese Aufgaben vorzubereiten. In der Wahl der Schule sollten Eltern und Schüler grundsätzlich frei sei. Auch heute füllen katholische Schulen grosse Lücken in den staatlichen Bildungsangeboten, z. B. in Ländern wie Indien können Kinder und Jugendliche nur Schulen besuchen, weil Ordensgemeinschaften solche anbieten. Bei uns ist es eher das Betreuungsangebot, das nicht zur primären Aufgabe der Staatsschule gehört.

In der Schweiz ist das staatliche Schulangebot sehr gut. So stellt sich die Frage, welchen «Mehrwert» die katholischen Schulen bieten. Äusserlich und inhaltlich besteht kaum ein Unterschied: An einer katholischen Schule wird keine «katholische Physik» gelehrt. Der Unterschied besteht im Menschenbild. An einer katholischen Schule steht der Mensch zwar auch im Zentrum, ohne aber das Mass aller Dinge zu sein, sondern er wird als Geschöpf Gottes gesehen. Das Leben ist ein Geschenk Gottes. Diese Überzeugung hat natürlich Konsequenzen für



Foto: zvg

Erste Schüler 1927 im Schulzimmer mit Pater Huber im Hintergrund.

den Umgang mit den Schülern, die Beziehung zwischen Lehrern und Schülern oder z. B. auch die Sicht der Welt als Schöpfung Gottes. Es steht nicht nur die Leistung, sondern der Mensch im Vordergrund. Bei den pallottinisch geprägten Schulen heisst das zum Beispiel, dass im Schulalltag Respekt, Nächstenliebe und Engagement für Menschen in Not ganz konkret gelebt werden. Mit den Schülern zusammen werden z. B. regelmässig diakonische Projekte durchgeführt.

Das Gütezeichen einer katholischen Schule sind nicht der Religionsunterricht und der Rorategottesdienst! Es ist das Menschenbild: Der ganze Lehrkatalog, die Lernziele, alles ist ausgerichtet

auf die grösseren Sinnzusammenhänge des menschlichen Lebens mit Blick auf seine Verwiesenheit auf Transzendenz hin. Der Mensch ist ein Geheimnis, das die Wissenschaft allein nicht zu lüften vermag. Die vernünftige (philosophische) Auseinandersetzung mit der Gottesfrage kann fast in jedem Schulfach eine Rolle spielen. Das Bewusstsein um eine Erkenntnistheorie als Voraussetzung eines Weltbildes, das sich ausdrückt durch Forschung und Dialog und die sakramentale Sicht der Wirklichkeit: Alles weist auf etwas Grösseres hin, auf Sinnzusammenhänge, wie sie allein durch Schulbücher nicht aufzuweisen sind. Mag auch die Glaubwürdigkeitskrise heute dem «Katholischen» ein

schlechtes Image verleihen, «katholisch» bedeutet weltoffen und weltnah ohne Verlust der überschreitenden Sinngebung.

Bekanntlich sind die Veränderungen in der Gesellschaft rasant. Noch vor wenigen Jahren hatten unsere Schulen aus wichtigen Kreisen der Gesellschaft und Politik eine zuverlässige Rückenstärkung. Das war vor allem auch wichtig, weil durch die zunehmende Professionalisierung unserer Schulen durch weltliche Lehrkräfte die Kosten steigen. Eine Verteuerung erlebt ja das ganze Schulwesen seit Jahrzehnten ebenfalls durch ständige Reformen, die auch katholische Schulen zu bewältigen haben. Die Schweiz hat in ihrer Verfassung das Recht der Eltern auf freie Schulen festgehalten. Auch die katholische Kirche betont die Wahlfreiheit. Eine Monopolisierung der Schule durch den Staat wäre ein innerer Widerspruch gegenüber einer pluralen, freiheitlichen Gesellschaft. Die katholischen Schulen sind auch eine Realisierung dieses Freiheitsgedankens. Sie garantieren, dass es eine echte Wahlfreiheit gibt. Darum wäre es durchaus gerechtfertigt, dass der Staat dieses Anliegen finanziell so unterstützt, dass die katholischen Schulen Zukunft haben. Denn letztlich geht es nicht um die Schule, sondern um den Menschen.

Pater Adrian Willi



Foto: zVg

Menschen erreichen – die Kontretisierung des Glaubens

Der Bekenntnisglaube stützt sich auf Glaubenssätze, die für den Menschen immer schwerer nachvollziehbar werden, weil der Lebensbezug fehlt. Deshalb wird der Spannungsbogen zwischen gedachtem Glauben und gelebtem Glauben immer grösser.

Wir glauben gerne in Bildern und in Gleichnissen, weil sie uns von Kindheit an geprägt haben. Zudem hat ja Jesus keine systematische Lehre verkündet, sondern mit Geschichten den Menschen das Leben erklärt. Die Bibel ist deshalb voll mit Bildern und Geschichten. Jesus vermittelte somit einen Begegnungsglauben. Wer auf ihn traf, ihm zuhörte, erlebte etwas Neues, das tief berührte. Glaubensgeschichten sind in der Bibel deshalb meistens Begegnungsgeschichten, bei denen immer ein grosses Vertrauen im Mittelpunkt stand. Es ging darum, jemandem zu glauben und ihm zu vertrauen. Das hat mit persönlicher Erfahrung zu tun und nichts mit Lehramt.

Im Rom von Vinzenz Pallotti war der Glaube vielerorts zu einem lebensfeindlichen Katechismus vertrocknet. Der Glaube war eine Sache des Kopfes, nicht des Herzens. Das Bekenntnis, die Glaubenssätze, die Rechtsgläubigkeit und somit die Kirche mit ihrer Hierarchie standen im Mittelpunkt, nicht der Mensch mit seinen Bedürfnissen. Pallotti sah das anders. Für ihn war die Kirche eine Gemeinschaft all derjenigen, die an Jesus glauben, ein Ort der Begegnung, eine Lebensform. Pallotti theoretisierte nicht darüber, sondern lebte, was dies konkret bedeutet. Als Priester begegnete er den Menschen auf Augenhöhe und baute sie auf, indem er sie die Würde eines jeden Menschen spüren liess. Das waren wahre Begegnungen, die Kraft verliehen. So erklärt sich seine rasch wachsende Popularität, aber auch die ablehnende Haltung im Klerus. Pallotti führte vor Augen, dass der Glaube nicht gedacht,

sondern gelebt werden muss. Dass sich der Glaube erst durch Mitmenschlichkeit, Anteilnahme konkretisiert. Das war revolutionär und ist es heute immer noch.

Denn bei einem religiösen Menschen ist die Lebensgeschichte immer auch eine Glaubensgeschichte, die geprägt ist von Begegnungen. In der heutigen Zeit sind es oft Enttäuschungen mit dem Kirchenpersonal, das durch Verhaltensauffälligkeiten für Irritationen sorgt. Viele Men-

«Alle können in ihrer Lage, in ihrer Stellung oder ihrem Stand irgendwie das Apostolat Jesu Christi ausüben. Denn alle können beten, alle können mit ihrem guten Beispiel ihren Nächsten religiös erbauen»

Vinzenz Pallotti

schen, die sich von der Kirche abwenden, haben nicht mit Jesus Mühe, sondern schlechte Erfahrungen mit Menschen im Dienste von Jesus hinter sich. Das war im Rom von Pallotti nicht anders. Damals fühlten sich vor allem arme Gläubige von der Kirche im Stich gelassen. Unser Gottesbild hängt deshalb auch von den Menschen ab, die in seinem Namen tätig sind. Jede und jeder macht dadurch auch die Erfahrung eines fernen oder nahen Gottes. Pallotti brachte mit seinem

Wesen und seinem Handeln den Menschen Gott näher. Seine Gotteserfahrung war dabei die Mystik des Gott-Überlassenseins in allem Tun. Das steckte an, begeisterte seine Wegbegleiter, weil Pallotti ganz nahe an den Menschen wirkte. Die Pallottiner in der Schweiz liessen sich von diesem Vorbild in den vergangenen 100 Jahren leiten. Das erklärt, warum sie – trotz relativ kleiner Gemeinschaft – so populär geworden sind. Für die Pallottiner bedeutet die Nachfolge Christi voranschreiten, unterwegs sein, sich von Zeit und Leben berühren lassen und damit wandelbar sein. Sie sind Garanten dafür, dass eben nicht alles beim Alten bleibt, wie damals Vinzenz Pallotti. Er stellte den Klerus infrage, der sich an den damaligen Privilegien festkrallte, damit alles beim Alten bleibe. Denn die moralische Disziplinierung und Belehrung der Gläubigen durch den Klerus hatten schon damals keine Zukunft. Die Pallottiner stehen für die partnerschaftliche Kooperation von Priestern und Laien, für eine Seelsorge des gemeinsamen Lebens, des solidarischen Miteinander. Man kann das eine Beteiligungspastoral nennen, eine Seelsorge mit Mitbeteiligung und Mitsprache. Denn Amt und Hierarchie schaffen keine Erneuerung der Seelsorge mehr, aber die Gemeinde. Die bisher autoritär von oben versorgte Gemeinde wird zur engagierten Gemeinde. Statt einer strukturorientierten, neu prozessorientierten – wie damals bei Vinzenz Pallotti. Das steckt an, prägt den Glauben und das Gottesbild.

Anton Ladner

«Mein Bruder Klaus steht für ...»

Die Frage nach dem Bild von Bruder Klaus, das mir besonders gefällt, beschäftigt mich schon seit Beginn, als ich meinen Dienst als Bruder-Klaus-Kaplan in Sachseln/Flüeli-Ranft übernommen hatte. Früher hat mich dies kaum gross bewegt. In Erinnerung waren bei mir die fast überall gleichen Bilder und Statuen früherer Zeiten sowie eine Statue und ein Fensterbild in unserem Pallottiner-Gemeinschaftshaus in Gossau. Nun aber begegnete ich in Sachseln bald einmal im Empfangsraum des Museums Bruder Klaus einer ganzen Wand voll von verschiedenen Abbildungen von Niklaus von Flüe und als heiliger Bruder Klaus. Gefällige und mir weniger zusagende.

Eines Tages begegnete ich einer Schrift zu Bruder Klaus mit der Feststellung: «(...) man habe Bruder Klaus nie traurig, sondern immer fröhlich und heiter gesehen (...)». In einer Predigt habe ich dies einmal zitiert und dazu ergänzt: «Und ich habe noch nie ein Bild oder eine Statue mit einem fröhlichen, lächelnden Bruder Klaus gesehen.» Das ist nämlich mein Lieblingsbild, wovon es aber keine Kopie gibt, es lebt nur in meinem Herzen. Und weil ich nicht Künstler bin, kann ich es nicht umsetzen. Immer mehr ist mir dann aber wichtiger geworden, dass an die Seite von Bruder Klaus ganz wesent-

lich auch seine Ehefrau Dorothee gehört. Und davon gibt es erst wenige Darstellungen, obwohl das Anliegen seit dem Gedenkjahr 2017 sehr stark an Bedeutung gewonnen hat. Und in eben diesem Gedenkjahr ist auf Initiative des Kapellvereins Schwägalp die Statue «Bruder Klaus und Dorothee» entstanden, vom Bildhauer Guido Neff aus Appenzell, und bekam einen Ehrenplatz in der Bruder-Klaus-Kapelle auf der Schwägalp AR am Fuss meines Heimatberges Säntis. Diese Statue hat es mir sehr angetan und immer wieder, wenn ich dort eine Bergmesse feiern darf, entdecke ich neue Details.

Von Anfang an sind mir die grossen, weit geöffneten Augen aufgefallen. Der Vers aus dem Matthäusevangelium: «Die Leuchte des Leibes ist das Auge. Wenn dein Auge gesund ist, dann wird dein ganzer Leib hell sein» (6.22) ist in diesem Kunstwerk wundervoll eingefangen. Die Augen von Bruder Klaus und ebenso von Dorothee schenken als «Fenster der Seele» einen meditativen Blick in deren Inneres. Sind letztlich Zeugnisse von zwei offenen, heiteren fröhlichen Menschen. Weder Bruder Klaus, der 20 Jahre ohne Essen und Trinken gelebt hat, noch Dorothee, die nach 20 Ehejahren ihren Mann ziehen liess, um dem Ruf Gottes zu folgen, und die mit den zehn Kindern



Pater Josef Rosenast

ihr künftiges Leben allein bewältigte, nein, beide waren deswegen nicht vergrämt, sondern blieben freudvoll, weil ihr Leben ein Leben mit Gott blieb.

Ein weiteres Detail beeindruckt mich ganz besonders: Die linke Hand von Bruder Klaus umgreift den Rücken seiner Dorothee, und gleichzeitig beschreibt die Fussstellung der beiden eine je eigene Richtung. Beide folgen ihrem von Gott gewiesenen je eigenen Weg, getrennt und doch vereint. Der Name DOROTHEA bedeutet vom Griechischen stammend Geschenk Gottes. Wir hoffen, dass uns der einst geschenkt wird, Bruder Klaus und Dorothee als Heiliges Ehepaar zu verehren.



«Das ist nämlich mein Lieblingsbild, wovon es aber keine Kopie gibt, es lebt nur in meinem Herzen. Und weil ich nicht Künstler bin, kann ich es nicht umsetzen»

Wie Sonnenblumen

**Das Licht suchen und ihm nachschauen,
selbst wie kleine Sonnen strahlen,
Heiterkeit einfangen und widerspiegeln,
wie Sonnenblumen.**

**Biegsam sein bei Wind und Wetter,
emporstreben und den Überblick bewahren,
Halt erfahren und Halt geben,
wie Sonnenblumen.**

**Freude bereiten und Farbe bringen,
Vögel beherbergen und Schmetterlinge verführen,
Bienen beschäftigen und mit Gutem nicht geizen,
wie Sonnenblumen.**

**Das Land verschönern und Stuben schmücken,
Kinder zum Lachen bringen und Alte zum Schmunzeln,
heilendes Öl spenden und zur Nahrung werden,
wie Sonnenblumen.**

**Lass uns, Gott, verstehen, dass wir nicht nur für uns leben,
sondern dass du uns schön und anmutsvoll geschaffen hast
um miteinander die Freude zu teilen:
wie Sonnenblumen!**

Pater Adrian Willi



«Aktion Ziege» – helfen und meckern gleichzeitig

Schon seit 50 Jahren hilft die «Aktion Ziege» armen Familien in Indien. Eine Ziege als Starthilfe zur Selbsthilfe kann viel bewegen.

Ziegen gehören zu den ältesten wirtschaftlich genutzten Haustieren weltweit. Bereits vor etwa 9000 Jahren begannen die Menschen, Ziegen zu domestizieren. Kein Wunder, denn die Tiere sind bekannt für ihre Robustheit und Anspruchslosigkeit, als Ernährung kommt für die Vegetarier alles infrage, was an Kräutern und Gräsern zu finden ist, notfalls wird auch an Büschen geknabbert. Frisch Angepflanztes muss deshalb vor ihnen in Sicherheit gebracht werden, andernfalls könnte die Ernte klein ausfallen.

Ziegenmilch gilt als besonders bekömmlich, weil ihre Proteine und Fettsäuren gut verdaulich sind und die Milch gewissermassen natürlich homogenisiert ist. Dass Ziegen wertvolle Haustie-

re sind, hat in den 1970er-Jahren auch ein Missionar im indischen Trivandrum im Bundesstaat Kerala beobachtet. Unter den Kindern der dort ansässigen armen Landarbeiter waren jene viel weniger mangelernährt, deren Familien eine Ziege besaßen. Sofort war dem Mann klar, dass Ziegen hier einen grossen Nutzen bringen könnten. Doch die Tagelöhner, von denen die meisten kaum den täglichen Lebensunterhalt bestreiten können, verfügen nicht über die Möglichkeit, Nutztiere kaufen zu können. Wenn hier geholfen werden soll, dann müssen die Ziegen geschenkt werden. So stellen sie für die Familien ein Startkapital dar, das sie aus der grössten Armut herausführen könnte. Und zwar alle Familien, unabhängig davon, ob sie Christen, Hindus oder Muslime sind.

Über Süddeutschland gelangte die Idee des Pallottiner-Missionars ans Gymnasium Friedberg in Gossau in der Schweiz. Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer – alle engagieren sich gemeinsam, um Geld für die Ziegenspenden zu sammeln. Kostete eine Ziege in den 1970er-Jahren in Indien noch um die 120 Franken, so ist sie heute bereits für

70 bis 80 Franken zu haben. 300 Ziegen kamen im ersten Jahr der «Aktion Ziege» zusammen und wurden mit grosser Dankbarkeit in Indien empfangen. Schon bald meldeten sich Menschen aus Nachbardsdörfern und fragten um die gleiche Hilfe an – die Aktion begann sich auszuweiten. Die vor Ort verantwortlichen mehr als 400 indischen Pallottiner-Patres und die «Dienerinnen der Armut» (deutsch-indischer Frauenorden) sehen als Hauptziel ihrer Arbeit die Hilfe für die Bedürftigen und die Bildung. Die Ziegen dienen heute nicht mehr nur der Ernährung, sondern sie bilden über die Kontaktnahme ebenso eine Art Kern für ein Netzwerk von Sozialarbeit, bei dem es auch um Aufklärung in Bezug auf die Rechte der Frauen und Arbeiter geht, um die Wissensvermittlung zur Selbstständigkeit. Teil der «Aktion Ziege» ist eine jährliche Schulaktion. Schüler- und Lehrerschaft des Gymnasiums St. Klemens in Luzern und der Katholischen Mädchensekundarschule in Gossau verkaufen Holzgeissen. Produziert werden sie jeweils im Gymnasium Friedberg, das sie auch an der Olma verkauft.

Christine Schnapp

Vielen Dank für Ihre Spende!

Postscheckkonto 90-8756-6

IBAN CH49 8080 8002 1643 0425 3

Bitte vermerken Sie bei Ihrer Überweisung, dass Ihre Spende für die «Aktion Ziege» bestimmt ist.



Fotos: 2/Vg

Warum es in 100 Jahren noch Pallottiner geben wird

Was machen die Pallottiner anders? Warum sind sie immer noch wegweisend für die Zukunft? Sie bieten eine spirituelle Insel, wo man Kraft und Zuversicht findet. Eine Alternative, die an Bedeutung gewinnt.

Der Saal war um zehn Uhr gut gefüllt, obschon es ein Samstagmorgen war, der 29. Februar, der nur alle vier Jahre stattfindet. Die Pallottiner hatten zur Tagung am Friedberg eingeladen. Der Historiker und Theologe Urban Fink, Geschäftsleiter der Inländischen Mission, sprach über die Bedeutung der Pallottiner für die Schweizer Kirche in den vergangenen 100 Jahren. Sein Referat, das langsam begann, erfuhr eine beachtliche Beschleunigung an interessanten Zusammenhängen. Das Publikum hing an Finks Lippen. Pater Adrian Willi, damals noch Provinzial, dankte ihm nach dem Referat und erzählte, wie er bei einem Gespräch mit dem Provinzial der Jesuiten geschildert habe, dass es gar nicht so einfach für die Pallottiner gewesen sei, in der Schweiz Fuss zu fassen. Denn bei den Schweizer Behörden habe der Eindruck bestanden, es handele sich bei den Pallottinern um verkappte Jesuiten. Damals habe in der Schweiz noch das Jesuitenverbot geherrscht.

Der Provinzial der Jesuiten, Christian Rutishauser, habe ihn dann gefragt, wie die Behörden herausgefunden hätten,

dass dies nicht der Fall war. «Mit einem Intelligenztest», so Pater Willi. Dann eröffnete er die Diskussion, eine inspirierende Auseinandersetzung mit schonungsloser Benennung von Fakten, spannend und engagiert – eine Seltenheit im kirchlichen Umfeld. Die Diskussion wollte wohl deshalb nicht mehr abreißen, obschon ein Apéro riche auf die Teilnehmer wartete.

Pater Willis Anekdote, das mutige Referat, die engagierte Diskussion – drei Mosaiksteine, die bereits ein Bild der Pallottiner vermitteln. Sie stehen mittendrin, sprechen eine Sprache, die man versteht, benennen, haben Humor und Gelassenheit. Zu welcher Wirkung führt das? Sie erscheinen authentisch, glaubwürdig und vertrauenswürdig. Die Pallottiner in der Schweiz sind heute weit in die Amtskirche hinein aktiv, weil sie einspringen, wo Personalnot herrscht. Aber sie haben sich dabei ihre spirituelle Insel bewahrt, wo Katholikinnen und Katholiken sich erholen und aufladen können. Die Tagung vom 29. Februar war ein solcher Insel-Aufenthalt. Warum ist das so? Zur Antwort ein aktuelles Beispiel: Für den Bischof von Chur war zum Ende

seiner Amtszeit das grösste Problem, dass geschiedene Wiederverheiratete zur Kommunion gehen. Viele Gläubige sahen in ihm nicht mehr einen Hirten, sondern einen Verwirrten, der seine Herde längst verloren hatte. Das hat zu Spannungen und Rissen im Bistum geführt. Deshalb wurde im Mai 2019 ein apostolischer Administrator ernannt, der gesundheitlich angeschlagene pensionierte Bischof Peter Bürcher, der früher 15 000 Gläubige in Island betreute.

Im Bistum Chur mit 663 000 Katholikinnen und Katholiken erklärte er nach Amtsantritt immer wieder, er wolle keine Entscheide fällen, er wolle nicht dem neuen Bischof vorgreifen. Kann man mit Anhören von Klagen und Nichtentscheiden Spannungen aufheben und Risse kitzen? Das reale Leben lehrt da ganz klar – nein. Nachdem der apostolische Administrator zehn Monate lang verwaltet hatte, kam Mitte März 2020 der Eklat: Er entliess den beliebten und engagierten Generalvikar Martin Kopp, weil er in einem Interview mit der NZZ am Sonntag über seinen Amtskollegen Martin Grichting eine Wahrheit sagte, die längst alle kennen.

Generalvikar Grichting, so Generalvikar Kopp, sei gegen das duale System in der Schweiz, gegen die gesetzliche Einbindung der Laien in die Verwaltung der Kirche und deshalb kaum die richtige Nachfolge Huonders. Grichting hat sich schon mehrmals öffentlich gegen die Kirchensteuer ausgesprochen, ergo gegen das duale System, weil er von einer kleinen, wahren Kirche träumt. In der echten Kirche haben nach Grichting die

«Pallotti liess die Robenverliebten tun, was sie nicht lassen konnten, und lebte seine Vorstellung von Kirche mit den Menschen seiner Umgebung»

Priester die alleinige Deutungshoheit, wie und was geglaubt wird, während die Gläubigen schweigen. Was Martin Kopp sagte, war deshalb nichts Neues. Dennoch wurde der 74-jährige Generalvikar Kopp, der in Erstfeld mit Flüchtlingen zusammenlebt, fristlos entlassen, ob schon er sich im Sommer pensionieren lassen wollte. Der Geschätzte musste gehen. Der Aufschrei war gross, es formte sich auf verschiedenen Ebenen Widerstand. Die Zürcher Synodalaratspräsidentin Franziska Driessen-Reding sprach von «skandalösem klerikalem Machtgehab», der Churer Theologieprofessor Hanspeter Schmitt schrieb von einer «gravierenden inhumanen Verletzung».

Kurz: In Chur ist alles wieder wie zuvor: Spannungen und Vertrauensschwund. Das macht nachvollziehbar, warum die Pallottiner eine spirituelle Insel sind, wo Unio gilt, das Zusammenwirken von Patres und Laien. Vinzenz Pallotti war damals mit einem Klerikalismus konfrontiert, der ihm das Leben schwer machte.

Die Würdenträger waren bedeutend mehr an ihren Prunkroben interessiert als an den ihnen anvertrauten Menschen. Pallotti wendete seine Energie jedoch nicht für Kritik auf, sondern nahm den Missstand zum Nährboden für Alternativen. Er liess die Robenverliebten tun, was sie nicht lassen konnten, und lebte seine Vorstellung von Kirche mit den Menschen seiner Umgebung. Sie erkannte sehr rasch, dass es sich um eine Alternative handelte; sie schlossen sich ihm an und fanden sich in einer Gemeinschaft, die trotz aller Wirren der damaligen Zeit Kraft und Zuversicht verlieh.

Zurück zur Friedberg-Tagung: An diesem 29. Februar war dieser Pallotti-Geist spürbar, ebenso seine inspirierende Wirkung. Das ist lebendige Kirche, Freude am Glauben und Begeisterung, darüber zu reden, gleich ob positive oder kritische Voten. Seit Pallottis Tod sind 170 Jahre verstrichen, aber sein Postulat ist frisch geblieben. Das allein nährt die Gewissheit, dass es die Pallottiner in der Schweiz weiter geben wird. In welcher Form, ist offen, aber in den vergangenen 100 Jahren wurden Inseln geschaffen, die tragfähig für die Zukunft sind. Zum Beispiel das spirituelle Zentrum Morschach: Bildungsstätte, Meditationsort, Ausflugsziel, Destination für Hochzeiten,

Rückzugsoase und Friedhof. Da liegt in Zukunft noch mehr drin. Es ist auch kein Zufall, dass der Pallottiner Josef Rosenast Bruder-Klausen-Kaplan der Kaplanei Flüeli ist. Niklaus von Flüe war vor über 500 Jahren schon eine spirituelle Insel – ausserhalb der Amtskirche –, wo Menschen Kraft und Zuversicht fanden. Und es ist kein Zufall, dass der Pallottiner Andy Givel, neu Provinzial der Schweizer Pallottiner, das diesjährige Fest der Schweizer Ministranten Minifest 21 unter dem Motto «Bärenstark» im September 2021 in St. Gallen präsidieren wird. Das macht bei den 8000 Kindern und Jugendlichen emotional erlebbar, was es bedeutet, gemeinsam für die Kirche einzutreten. Ebenso wenig ist es ein Zufall, dass der Pallottiner Erich Schädler unermüdlich Geld für die Missionsarbeit sammelt, um Menschen, gleich welcher Religion, zu einem würdevolleren Leben zu verhelfen. Alle diese Engagements stehen für die Zukunft der Pallottiner Gemeinschaft in der Schweiz. **Anton Ladner**

«Meine Maria steht für ...»

Ich bin kein Bildersammler und ich habe noch nie ein Bild gekauft, selbst wenn es schon Bilder gab, die mir durchaus gefallen hätten. Ich besitze auch nur ganz wenige Bilder. Warum aber habe ich mich für diese Darstellung entschieden? Es ist auf den ersten Blick sicherlich kein typisches Marienbild. Doch als junger Pallottiner habe ich mich gefragt, wie würde ich das Coenaculum darstellen, und kam dabei auf diese Idee. Es ist also eine Darstellung, die ich selber gezeichnet habe. Ich mag klare Formen, ich mag die Symbolsprache und ich mag grafische Darstellungen.

Der Raum, symbolisiert durch das Schlüsselloch, die Personen einfach dargestellt durch die bekannten Piktogramme für Frau und Mann und der Heilige Geist in Form der Taube, welcher die sieben Gaben über die Versammelten ausgiesst, und fertig ist das Marienbild. Der Betrachter tut, was man eigentlich nicht tut: Er schaut durch das Schlüsselloch hindurch und wird Zeuge eines Geschehens, das so wichtig war und ist für die Kirche, damals wie heute. Das Bild hat also etwas Verbotenes an sich. Haben Sie auch schon mal durch ein Schlüsselloch geschaut? Man muss sich dazu bücken und den Blick immer wieder neu fokussieren. Es ist schwierig und gar unmöglich, den ganzen Raum im Blick zu

haben. Das ist bei dem, was hier dargestellt wird, auch der Fall. Pfingsten lässt sich nicht mit einem Blick durchs Schlüsselloch verstehen und der Heilige Geist, er lässt sich nicht einsperren. Darum schwebt die Taube über dem Schlüsselloch. Oder wie heisst es so schön: Der Geist weht, wo er will. Maria, die Königin der Apostel. Sie ist die Einzige, die farblich herausstrahlt und somit als Maria erkennbar wird. Sie bildet zusammen mit den anderen beiden Frauen die Mitte, um welche sich die verängstigten Apostel versammeln.

Die Frage nach der Stellung der Frau in der Kirche ist aktueller denn je. Ich bin froh, dass unser Gründer, als er sein Coenaculumsbild bei Serafino Cesaretti in Auftrag gab, darauf bestanden hat, dass neben Maria noch weitere Frauen in den Abendmahlssaal gehören. Zugegeben, das Verhältnis 3:12 hat noch Luft nach oben, aber immerhin bilden die Frauen das Zentrum. Maria wird so zum Anker und ihr Ja, das sie damals gesprochen hat, wiederholt sich. Es ist ihre Aufgabe, diese schwachen Männer, welche sich nach dem Karfreitag aus dem Staub gemacht haben, aus der Stadt flohen und wieder zusammenfanden, zusammenzuhalten und in mütterlicher Sorge für den Empfang des Heiligen Geistes vorzubereiten.



Pater Andy Givel

Ein chinesisches Sprichwort sagt: «Ein Bild ist weit nützlicher als tausend Worte.» Genau das mag ich persönlich an Bildern, egal ob es sich dabei um ein klassisches Werk oder um moderne Kunst handelt: die ganz offensichtlichen, aber auch die versteckten Botschaften, die vielen versteckten Worte also, die wohl jedes Bild in sich verborgen hält und die Menschen dazu bringen, ein wenig in sich zu kehren. Bilder sollte man daher, so meine ich, vor allem anschauen und betrachten und nicht beschreiben. ■



**«Der Betrachter
schaut durch das
Schlüsselloch hindurch
und wird Zeuge eines
Geschehens, das so
wichtig war und ist
für die Kirche, damals
wie heute»**

«Wenn ich einen Sinn erkennen möchte, braucht es den Glauben»

Wie viel Wissen braucht es, um glauben zu können? Der ehemalige langjährige Provinzial der Schweizer Pallottiner, Pater Adrian Willi, erklärt im Interview, worauf es ankommt. Denn es zählt nicht nur, dass man glaubt, sondern vor allem, was man glaubt.

Pater Adrian Willi, wie viel muss man wissen, um in der Nachfolge Jesu stehen zu können?

Glauben und Wissen sind zwei verschiedene Zugänge zur Wirklichkeit. Man darf sie nicht gegeneinander ausspielen. Die Wirklichkeit ist nicht einfach gegeben, sie muss gedeutet werden. Auch die exakte Wissenschaft sucht sich einen Zugang zur Wirklichkeit. Sie tut es mittels Empirie und Versuchen, sammelt die Ergebnisse und interpretiert sie. Aber sie muss neutral bleiben, kann nichts über den Sinn des Ganzen aussagen. Wenn ich einen Sinn erkennen möchte, braucht es den Glauben, braucht es das Vertrauen. Um in der Nachfolge Jesu stehen und bestehen zu können, braucht es auch Kenntnisse und Erfahrung, aber letztlich braucht es den Glauben, dass Jesus mich vor der Sinnlosigkeit rettet.

Setzt somit der Glaube Wissen voraus?

Ja. Denn Jesus ist eine historische Person. Er lebte in einer bestimmten Region und Kultur. Er wirkte und predigte in einer Glaubenstradition. Wenn ich

den sogenannten Kontext nicht kenne, werde ich auch nicht verstehen, was er sagt. Zudem: Nicht nur, dass wir glauben, sondern auch, was wir glauben, ist wichtig. Da braucht es auch Wissen, sonst driftet man ab in den Aberglauben. Mein Vater sagte jeweils: «Wer nicht glaubt, glaubt alles!» Ich bin zum Beispiel der Meinung, dass der Religionsunterricht vor allem Wissen vermitteln sollte. Riten und Bräuche sind magisch, wenn ich nichts über deren Ursprung weiss. Religiöses Volksbrauchtum zum Beispiel vermittelt Glaubenserfahrungen, aber voraus geht, dass ich etwas darüber weiss.

Irgendwie schliesst aber Glauben Wissen aus.

Vernunft und Religion gehören unbedingt zusammen. Gott hat uns als vernunftbegabte Geschöpfe erschaffen. Und unsere Vernunft ist darum auch ein Zugang zu Gott. Es ist zum Beispiel nicht unvernünftig, an ein Leben nach dem Tod zu glauben. Es gibt sehr viele Argumente, die dafür sprechen, auf alle Fälle mehr als Argumente dagegen. Es gibt



Blick für die Tiefe: Pater Adrian Willi.

nur keine Beweise. Beweise aber sind im Grunde genommen etwas Mathematisches. Im Leben gibt es nicht vieles, das bewiesen werden kann. Irgendwie muss man letztlich auch der Wissenschaft glauben, mindestens so lange, bis eine Theorie widerlegt ist. Aber das Wissen ist ein Baustein für die Konstruktion von guten Argumenten. Und wenn ich mit Menschen über meinen Glauben ins Gespräch kommen will, brauche ich Argumente. Ein Glaube ohne Vernunft führt

zu Fanatismus. Eine Wissenschaft ohne Glauben führt zum Machbarkeitswahn, dem bekanntlich schon sehr viel zum Opfer gefallen ist.

Der zentrale Punkt des Glaubens ist die Auferstehung. Wie viel Wissen gibt es darüber, wie viel bleibt Glaube?

Wir wissen, was Gesetz und Propheten angekündigt haben. Wir wissen, was Jesus getan und gepredigt hat, wir wissen zum Beispiel, was die Emmausjünger erlebt haben. Was also überliefert und bezeugt wird, das wissen wir. Wir wissen auch, zu was echter Glaube führt: zu Selbstüberwindung, zu Hingabebereitschaft, zu Solidarität. Denn der Massstab der Heiligen Schrift sind die Werke, die Resultate. Dient es dem Leben oder instrumentalisiert es das Leben? Das ist die wichtige Frage. Aber wir wissen zum Beispiel auch, dass Energie nicht verlorengeht, dass in der Natur alles einem Verwandlungs- und nicht Vernichtungsprozess unterworfen ist. Dass die Evolution ein Ziel hat, nämlich die Perfektion und nicht bloss das Überleben oder den Erhaltungstrieb. Wenn wir aber von einem Ziel sprechen, setzen wir etwas voraus, das letztlich nicht erreicht werden kann, sondern das sich ereignen wird. Das hilft uns zu glauben, dass Jesus auferstanden ist. Das dürfen wir glauben, wissen können wir es nicht.

Von Jesus haben wir keine konkreten Überlieferungen, wie das Leben nach dem Tod sein wird. Ist der Glaube daran dennoch eine logische Folge aus dem Wissen?

Wir wissen nicht, wie das Leben nach dem Tod sein wird, aber wir glauben, dass es ein Leben nach dem Tod gibt. Paulus zum Beispiel nimmt den Vergleich vom Samenkorn, das in die Erde fällt. Es trägt hinter seiner harten Haut ein riesiges Programm, das sich erst im «Akt des Sterbens» zeigt und entfaltet. Diese Schwelle müssen wir nehmen. Gehört der Tod zum Leben? Aber natürlich! Dann ist das Sterben aber auch ein Teil des Lebens. Was dort in der Urne begraben wird, das ist nicht mein Vater oder meine Mutter, das sind nur deren sterbliche Überreste. Sie selber sind mir nur vorausgegangen, ich bin noch unterwegs. Der Glaube nimmt uns die Angst davor.

«Wir wissen, zu was echter Glaube führt: zu Selbstüberwindung, zu Hingabebereitschaft, zu Solidarität»

Gott bleibt für den Menschen das grosse Unfassbare – trotz Wissen. Wie gehen Sie damit konstruktiv um?

Der Glaube ist ein Geschenk. Das muss ich wissen! Man kann ihn nicht machen, nicht kaufen, nicht durch ein Studium erwerben. Es hat etwas mit Liebe zu tun. Fühle ich mich geliebt? Wenn ja, weiss ich um den Wert und das gibt mir Frieden. Es hat mich einmal einer gefragt, was mich eigentlich noch in der Kirche halte bei all den Skandalen und bei dem

Glaubwürdigkeitsmangel. Ich habe geantwortet: die sakrale Kunst! Haben Sie schon Michelangelos Letztes Gericht gesehen in der Sixtina oder die Berufung des Matthäus von Caravaggio oder haben Sie schon Mozarts Requiem gehört oder Bachs Matthäuspassion? Gibt es Vergleichbares? Und: Wo ist die Quelle dafür? Kann man solches erschaffen ohne Teilhabe am Geist Gottes? Das ist es letztlich: Der Geist Gottes ist in allem uns nahe, ja, ist in uns.

Ist es in der Beziehung zu Gott überhaupt sinnvoll, nach Wissen zu suchen?

Es geht gar nicht anders. Aber nicht nur das Wissen, sondern vor allem die Erfahrung ist wichtig in der Beziehung zu Gott. Es hängt alles zusammen.

Was raten Sie Menschen, für die Gott unerfahrbar bleibt? Kann eine Beziehung über eine Wissens-erweiterung möglich werden?

Blaise Pascal rät seinem agnostischen Vis-à-vis in seiner Schrift «Die Wette», er solle die Religion einfach praktizieren, wie wenn er glauben würde. Die Wahrheit des Glaubens würde ihn dann einholen.

Anton Ladner

Was in 100 Jahren alles möglich wurde

Die Aufbaukraft der Pallottiner in den Anfängen vor 100 Jahren ist erstaunlich. Die geistigen und finanziellen Investitionen erwiesen sich als nachhaltig. Was sie anfassten, wurde zu einer Institution, in Gossau, Ebikon, Morschach und Freiburg.

Gossau: 1919 – ein Verein

Im Herbst 1919 erhielt der Missionar Karl Hoegen vom deutschen Mutterhaus den Auftrag, in Gossau eine Pallottiner-Niederlassung zu gründen. Er kaufte das Gebäude des Cafés Fürstenland von der katholischen Abstinenzliga und gründete den Pallottiner-Missionsverein. Wenige Monate später wohnten vier Pallottiner im Fürstenland. Es galt Selbstversorgung und den Eindruck einer klösterlichen Gemeinschaft aufgrund des Klostersverbots zu vermeiden.



1926 – ein Gymnasium

Mit der Gründung des Missionsgymnasiums St. Notker in Gossau wurde ein bedeutender Grundstein für die Zukunft gesetzt. Kurz darauf kam es zum Umzug in die neu erworbene Liegenschaft Friedberg, eine ehemalige Stickerei, die zum Kern einer Institution mit Ausstrahlung in die ganze Ostschweiz wurde.



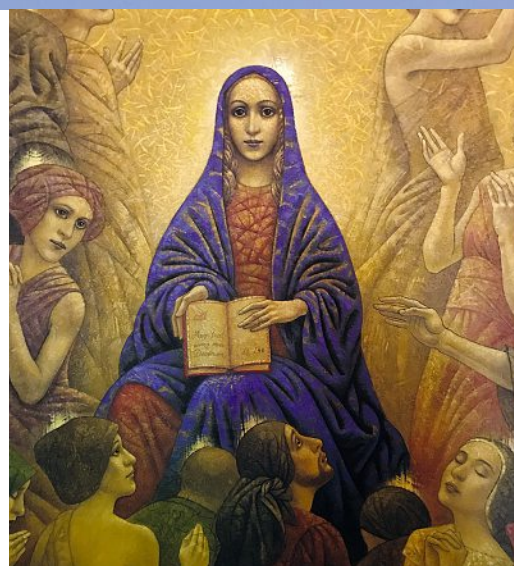
1932 – St. Fidelis in Meggen

Die Pallottiner gründeten das «Haus der Bildung», ein Studienheim für Spätberufene mit 19 Studenten und zwei Patres bei Luzern. Das schnelle Wachstum führte zum Kauf neuer Gebäude in Ebikon beim Rotsee. Ende der 1950er-Jahre besuchten bereits über 100 Studenten das St. Klemens in Ebikon, davon lebten 90 intern. 1962 bis 1973 wurde neu gebaut: das Studentenwohnheim, die Kirche, der Wirtschafts- trakt und das Patresheim.



1934 – Riedmatt in Morschach

Nach dem Kauf der Liegenschaft wurde mit sieben Novizen das Schweizer Noviziat der Pallottiner in Morschach eröffnet. 1939 war die Marienkapelle fertiggestellt, die 2014 renoviert und neu gestaltet wurde. 1942 kam aus Platznot das Holzhaus Arche hinzu, das 1954 aufgestockt wurde. 1970 realisierten die Pallottiner mit einem Neubau den langen Wunsch nach einer Bildungsstätte, einem spirituellen Zentrum. 2019 wurde ein umfassender Umbau abgeschlossen.



1946 – die Schweizer Provinz

Nach einer Abstimmung in Gossau, ob man eigenständig sein wolle, kam aus dem Vatikan die Zustimmung zur Bildung einer Provinz. Die Pallottiner stellten sich unter das Patronat von Bruder Klaus.

1932 – Villa Thérèse in Fribourg

Das Gymnasium St-Michel in Fribourg war die ideale Anschluss-schule für die Matura der Schüler in Gossau. Die Dominikanerinnen wollten ihre «Villa Thérèse» verkaufen, und so ermöglichte der Liegenschaftserwerb 1932 die notwendige Infrastruktur.





Fotos: Pixabay, zVg

Echo aus den Standortkantonen – die Testimonials

«Fügung von oben»

Der Beweis: Es gibt auch im Leben eines Bischofs und in der Geschichte eines Bistums Glücksstunden, für die das Wort «Fügung von oben» angemessen ist. Im Herbst 1919 traf der St. Galler Bischof Robertus Bürkler den Missionsbischof und Pallottiner Franziskus Hennemann. Schnell war die Sympathie für die Gemeinschaft geweckt. So kam es am 4. Oktober 1920 zur Gründung der Missionsprokura in Gosau. Seither haben die Pallottiner unser Bistum ganz wesentlich mitgeprägt. Die Errichtung eines Missionsgymnasiums war nicht nur dem Ordensnachwuchs förderlich: Für viele junge Menschen war ihre Schule die einzige Möglichkeit, eine

Mittelschule zu besuchen. Das Gymnasium Friedberg entwickelte sich schon in den 1960er-Jahren zu einem angesehenen Gymnasium mit eidgenössischer Maturität. In einem Gratulationsschreiben zu Priesterweihe beglückwünschte 1944 Bischof Josephus Meile die Pallottiner zu dem «Geist des Aufstrebens und der Aufgeschlossenheit für alle seelsorgerlichen Fragen» und schrieb ihnen zu, «die zeitaufgeschlossenste und regsamste Gemeinschaft zu sein, die er kenne». Heute darf ich sagen: Die Pallottiner haben in unserer Region den Boden für das 2. Vatikanische Konzil gut vorbereitet und im selben Geist durch all die Jahrzehnte die Seelsorge im Bistum mit-



Markus Büchel ist seit 2006 Bischof von St. Gallen.

geprägt. Für all ihr Wirken sage ich ein herzliches «Vergelts Gott» und wünsche der Gemeinschaft einen guten Weg in die Zukunft. ■

«Eine Familie, in der ich mich sehr wohlfühlte»

Die Kantonsschule St. Gallen kam für einen Buben, der Priester werden wollte, nicht in Frage, weil sie als zu liberal galt. Da dachte meine Mutter, ich könnte das Gymnasium auf dem Friedberg besuchen. In Gossau von meiner Familie getrennt als Interner zu leben schien mir jedoch unmöglich. Meine Mutter sprach mit dem damaligen Rektor, Pater Josef Zoll, der entschied, gegen den Widerstand verschiedener Mitbrüder, mich als externen Schüler aufzunehmen. So war ich von 1944 bis 1946 der erste Externe auf dem Friedberg. Wir waren in der Klasse vier im ganzen Friedberg etwa 20 Schüler. Zusammen

mit den Patres bildeten wir eine religiös geprägte Familie, in der ich mich sehr wohlfühlte.

Das Gymnasium wurde später voll ausgebaut, erkämpfte sich bis 1970 das Recht zur Durchführung der kantonal und eidgenössisch anerkannten Maturitätsprüfung, nahm auch Nichtkatholiken auf und besteht heute ausschliesslich aus externen Schülerinnen und Schülern. Meine Nichte und meine vier Neffen studierten mit Freude im Friedberg und pflegen noch immer den Kontakt mit ihren ehemaligen Mitstudierenden. Die Gossauer sind noch heute den Pallottinern dankbar für das Gymnasium auf



Der Gossauer Ivo Fürer war von 1995 bis 2005 Bischof von St. Gallen.

dem Friedberg. Auszug aus dem Schlusswort in «Gymnasium Friedberg Gossau», Karl Eschenmoser, FormatOst, 2018. ■

«Werte, die christlich geprägte Schule ausmachen»

Vor bald 35 Jahren führte mich mein Weg an den Friedberg, obwohl das gar nicht geplant war. Die familiäre Kultur hat mir sehr gut gefallen. Und sie hat mich wieder motiviert, die Matura zu machen. Doch am Friedberg macht man nicht einfach Matura. Man lernt auch fürs Leben: Teamgeist, Rücksichtnahme, Solidarität, Respekt vor anderen Meinungen, Humanität. Alles Werte, die eine christlich geprägte Schule ausmachen und zur Friedberg-DNA gehören. Benjamin Franklin hat einmal gesagt: «Tell me and I forget. Teach me and I remember. Involve me and I learn.» Ich denke, im familiären

Geist des Friedbergs ist die Lern-Idee von Franklin möglich und wichtig. Dazu gehören auch die vielfältigen ausser-schulischen Aktivitäten in Kultur und Sport. All dies bindet viele ideell nicht nur bis zur Matura an den Friedberg, sondern ein Leben lang. Darauf kann der Friedberg zählen und das sollte er noch besser und gezielter pflegen. Denn die Friedberg-Community hat Gewicht. Wir nehmen unsere Verantwortung an vielen Stellen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik wahr. Darum pflege ich bis heute einen guten Kontakt zum Friedberg. Ich wünsche mir, dass der Friedberg seine Einzigartigkeit in der Ostschweizer Mit-



Beni Würth ist St. Galler CVP-Regierungs- und Ständerat.

telschullandschaft bewahrt. Als kleinere private Mittelschule kann man Innovationen rascher entwickeln und umsetzen. Diese Chance gilt es zu nutzen. ■

«Ein gesellschaftlicher Mehrwert»

Bei Ebikon haben viele das Bild einer lebendigen Agglomerationsgemeinde im Norden Luzerns vor sich. Ich verbinde Ebikon in erster Linie mit dem Gymnasium St. Klemens, das von den Pallottinern gegründet wurde. Das war speziell in meinen acht Jahren als Bildungsdirektor des Kantons Luzern von 2011 bis 2019 der Fall. Es ist mir natürlich sehr wohl bekannt, dass das Gymnasium seit dem Jahr 2000 von einer eigenständigen Stiftung geführt wird und die Pallottiner-Gemeinschaft «nur» noch als Besitzerin eines Gebäudes tätig ist. Als Regierungsrat, aber auch als Bürger schätze ich es sehr, dass es ne-

ben den staatlichen Gymnasien mit dem St. Klemens ein Angebot mit einer ganz besonderen Note gibt. Was mich besonders freut: Auch wenn die Pallottiner nicht mehr in der Trägerschaft und schon länger nicht mehr im Schul- oder Internatsbetrieb sind, ihr Geist lebt weiter in diesen Schulräumen. Ich hoffe, dass St. Klemens noch lange eine – wie es in den Statuten der Stiftung heisst – katholische Privatschule bleibt. Selbst wenn der Weg nicht einfach ist. Es lohnt sich, es ist ein gesellschaftlicher Mehrwert, als christliche Schule zu wirken. Ich bin überzeugt, dass darin je länger je mehr neue Chancen liegen. Denn



Reto Wyss ist Luzerner CVP-Regierungsrat und war bis 2019 Bildungsdirektor des Kantons Luzern.

christliche Werte – modern und glaubwürdig gelebt – können gefragter denn je sein. ■

«Das gefällt mir – das tut uns allen gut!»

Ehrenvoll, ich darf einen Beitrag über die Pallottiner verfassen. Ganz ehrlich und beschämend, viel weiss ich darüber nicht. Einzig, die Marienkappelle in Morschach, ein Schmuckstück, ein Dauerbrenner für Hochzeiten. Informationen bekomme ich von Bekannten, dem Staatsarchiv und durch das Internet – über das Erfahrene bin ich positiv beeindruckt.

Der Orden hat seit 1934 in Morschach eine Niederlassung. Hier ist die letzte Ruhestätte aller Mitglieder, die in der Schweiz wirkten. Bis 1969 haben sie den Landwirtschaftsbetrieb selber geführt. Da gäbe es schöne Geschichten, zum Bei-

spiel der Pater, der den Speck in der Milch gesotten hat, oder Hühner, die täglich zwei Eier legten. Heute dient das frisch renovierte Haus der Gemeinschaft als Wohnheim, steht offen für Besinnung und Weiterbildung, hat ein Café und eine Ferienwohnung. Die Patres helfen im pastoralen Dienst. In Morschach ist man dankbar, der Pfarreiadministrator ist ein Pallottiner. Der Orden ist weltoffen, die Patres gehen hinaus und leben den Menschen die Frohbotschaft vor. Das gefällt mir – das tut uns allen gut!

Ich bin dankbar, dass es Menschen gibt, die Antworten auf die gesellschaftlichen Sorgen und Nöte von morgen suchen.



Othmar Reichmuth ist im Kanton Schwyz CVP-Regierungs- und Ständerat.

Und: ich werde das Café bei den Pallottinern in Morschach besuchen, um vor Ort mehr über diesen Orden zu erfahren. ■

«Für die Bedürftigen da sein»

Rettungsanstalt für schwererziehbare katholische Knaben, so wurde das Schülerheim Thurhof bezeichnet. Manche Eltern aus Oberbüren und Umgebung drohten ihren Kindern bei Ungehorsam mit der Einweisung in das Heim. Aber der Thurhof war ein Ort, wo das Anliegen von Vinzenz Pallotti gelebt wurde. Von den Pallottinern 1952 im Auftrag der Behörden übernommen und bis 1985 erfolgreich geführt. Pater Josef Rosenast war der letzte Direktor. Der geregelte Heimaltag gab den Knaben eine Struktur, die ihnen Sicherheit und Geborgenheit vermittelte.

Ein gutes Rüstzeug für das spätere Leben. Geleitet wurde es von Pater Oswald Scheuermann. Er war auch Lehrer, Erzieher und Seelsorger. 30 Jahre stellte er sich dieser nicht immer leichten Aufgabe. Er lebte in vorbildlicher Weise nach den Regeln des Heiligen Vinzenz Pallotti, nämlich für die Bedürftigen da zu sein. In dieser Aufgabe versenkte sich Pater Oswald mit all seiner Kraft. Er nahm Anteil am Leben der über 600 ihm in seiner Zeit anvertrauten Jugendlichen. Das Schülerheim Thurhof war nicht nur für die Behörden, sondern für viele der Betroffenen der letzte Anker. ■



Hedy Falk war bis 1983 während fünf Jahren Betreuerin im Thurhof.

«Wertvolle Perlen auf den Lebensweg mitgeben»

Weltanschaulich nahm ich aus der Gymnasialzeit auf dem Friedberg vor allem die Spiritualität des Laienapostolats und parallel dazu das Weltbild von Teilhard de Chardin mit auf den Lebensweg. Die Mystik von Teilhard de Chardin liess mich nie mehr los. Der Friedberg vermittelte uns auch die Grundregeln des richtigen «Behaltens in Gesellschaft». Dazu diente ein einwöchiger Knigge-Kurs. Der Kurs wurde von einer Direktorin eines Hotels gegeben. Wenn ich etwas von dem, was ich auf dem Friedberg gelernt habe, nie mehr vergessen habe, sind es diese Benimmregeln. Wegweisend war auch eine Stunde im Zeichnungsunterricht.

Pater Karl Landolt erklärte die Bedeutung des Zeichnens so: Es sei wahrscheinlich, dass wir später in eine Führungsposition kommen würden. Als Mitglied einer Jury einer Gemeinde für ein geplantes Kunstwerk der Gemeinde könnte unsere Meinung gefragt sein. Wir sollten dann von Zeichnen und Gestalten eine Ahnung haben. Im vierten Jahr war ein Kurs in Zehnfinger-blind-Schreibmaschinen-Schreiben und in grafischem Gestalten während eines Semesters angesagt. Dank dieses Kurses benötigte ich während meiner beruflichen Tätigkeit nie eine Sekretärin oder einen Sekretär. Nach diesem wohltuenden Rückblick möchte ich noch einmal meinen Lehrern



Martin Oberholzer-Riss ist mehrfach ausgezeichnete Medizinprofessor in Basel.

und meiner damaligen Lehrerin (Knigge-Kurs) auf dem Friedberg von ganzem Herzen danken. Sie haben mir äusserst wertvolle Perlen auf den Lebensweg mitgegeben. ■

Vertrauen

Ich weiss, dass du mein Vater bist,
In dessen Arm ich wohl geborgen.
Ich will nicht fragen, wie du führst;
Ich will dir folgen ohne Sorgen.
Und gäbest du in meine Hand
Mein Leben, dass ich selbst es wende,
Ich legt' in kindlichem Vertrauen
Es still zurück in deine Hände.

Pater Franz Lüttike (1906–1984)

